



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L.: Wildenbruchs Haubenlerche.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

klar geworden ist. Hoffentlich wird bei uns in Deutschland, wenn wir über kurz oder lang auch so weit kommen sollten, die Frage, ob der Großbetrieb verstaatlicht oder der Staat von einem Duzend Privatleuten in die Tasche gesteckt werden soll, zu Gunsten des Staates, des Volkes entschieden werden.

Besser freilich wäre es, man ließe es nicht erst zu einer so gefährlichen Entscheidung kommen. „Dem sozialen Zustande — sagt Rodbertus S. 229 — kann die Richtung gegeben werden, daß die Grund- und Kapitalbesitzer, anstatt wie heute die alleinigen Herren des Genusses, die Götter der Gesellschaft, denen die Arbeit nur zu opfern hat, zu sein, mehr das Ansehen nützlicher Menschen gewinnen, die für die Leitung der produktiven Unternehmungen in ihrer Rente eine Belohnung erhalten. Einen solchen Dienst produktiver Leitung hat die Gesellschaft ja zu bezahlen. Mag also das Grund- und Kapitaleigentum zunächst bestehen bleiben und nur mehr Amt und seine Rente mehr Gehalt werden.“

Wir können weder glauben, daß die Volkswirtschaftslehre allein unter allen Wissenschaften zu ewigem Stillstande verurteilt, noch daß ein Fortschritt auf dem von Rodbertus gebahnten Wege für das Leben ganz unfruchtbar bleiben sollte. Vielleicht sind unsre Leser derselben Ansicht.



Wildenbruchs Haubenlerche



Für die meisten Leser der grünen Hefte würde ich wohl zu spät kommen, wenn ich jetzt noch eine eigentliche Inhaltsangabe von Wildenbruchs neuester dramatischer Dichtung bringen wollte, die ja den Beweis ihrer theatralischen Lebensfähigkeit, namentlich durch die Aufführungen auf dem „Deutschen Theater“ in Berlin, in den letzten Wochen hinreichend geliefert hat. Aber einige Betrachtungen über das Stück werden doch vielleicht auch heute noch willkommen sein. Denn einerseits ist doch — wie man auch sonst Wildenbruch beurteilen mag — das eine unleugbar, daß er sich namentlich durch seine Dramen — über denen die Bedeutung seiner Novellen oft allzu sehr vergessen wird — unter allen lebenden dramatischen Dichtern höhern Stils den festesten Platz im Herzen des deutschen Volkes gesichert hat, und anderseits zeigt er sich in der „Haubenlerche“ von einer neuen Seite und erregt dadurch erhöhte Teilnahme. Wir kannten ihn bisher wesentlich als Schöpfer geschichtlicher Dramen, die vorwiegend aus der deutschen, neuerdings besonders aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte ihren Stoff entlehnten. In der „Haubenlerche“ bleibt er der spezifisch deutsche

Dichter, aber nicht mehr ein Bild aus der Vergangenheit führt er uns vor Augen, sondern er hat ein ganz modernes Stück geschaffen: es spielt nicht nur in der Gegenwart, sondern es nimmt maßvoll und eben deshalb auch wirkungsvoll Stellung zu der großen Hauptfrage der Gegenwart. Die „Haubenlerche“ ist ein soziales Stück im besten Sinne des Wortes. Es behandelt das richtige Verhältnis der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu einander, im besondern die rechte Stellung des Arbeitgebers zum Arbeiter und umgekehrt. Dabei verfällt aber Wildenbruch nie in trocknen Ton; er vermeidet alle ungehörigen theoretischen Erörterungen — das gefährlichste Hindernis dramatischer Wirkung —, bleibt überall anregend und anschaulich und erhebt sich wiederholt zu packender Wirkung. Bei allen Personen des Stückes — ihre Zahl ist weit geringer als sonst in Wildenbruchs Stücken — hat man das Gefühl, daß sie im wesentlichen lebenswahr gezeichnet seien, und einige von ihnen sind wirkliche Prachtgestalten.

Der reiche Papierfabrikbesitzer August Langenthal, der „Herr August,“ wie er bezeichnenderweise von seinen Leuten gewöhnlich genannt wird, ist ein echter deutscher Idealist. Er hat schon jahrelang und bei den Bessern auch nicht ohne Erfolg daran gearbeitet, seine Arbeiter zu dem Gefühl ihrer sozialen Gleichberechtigung emporzuheben, sie „stolz zu machen,“ wie er das nennt. „Wenn ihr diesen Stolz bekommt — so etwa sagt er gelegentlich —, werdet ihr aufhören, neidisch zu sein.“ Mit einem Gemisch von Bewunderung und Liebe sehen seine Untergebenen zu ihm auf; alle fühlen, welch edles Herz in diesem Manne schlägt. Aber so recht vertraulich wird er ihnen nicht; er vermag nicht mit ihnen in ihrer Sprache zu reden, so gern er es gewiß möchte.

Eine ganz entgegengesetzte Natur ist sein Stiefbruder Hermann Wissen: trotz seiner großen Jugend ausschweifend und egoistisch im höchsten Grade, dabei ausgestattet gerade mit der Gabe, die dem schwer flüssigen Wesen Langenthals ganz abgeht, auch den Ton der Leute aus dem Volke mühelos zu treffen. Er ist es auch, der in der frisch entworfenen Eingangsszene Lene Schmalebach, der Tochter eines verstorbenen Fabrikarbeiters, den Scherznamen „Haubenlerche“ giebt, „weil sie früher als andre aufstehe und gleich zu singen anfange.“ Diese Lene ist eine prächtige Gestalt, an der jeder seine Freude haben muß: immer heiter und thätig und so lange sie nicht gewaltsam aus ihrem Kreise gerissen wird, mit sicherem Gefühl — von dem dies echte Naturkind sicherer geleitet wird, als andre von Grundsätzen — stets das Rechte treffend. Sie haßt keinen in der Welt; sie fühlt echte Kindesliebe zu ihrer Mutter, die sich trotz ihrer Gicht immer noch viel natürliche Frische bewahrt hat; sie blickt mit dankbarer Bewunderung auf zu „Herrn August,“ der so edel und so väterlich für seine Arbeiter sorgt, und — sie hegt tiefe, reine Liebe zu dem „Büttgefellen“ in der Papierfabrik, Paul Klefeld, der, ihr männliches Gegenbild, ob seines frischen Wesens und seiner innern Tüchtigkeit dieser Liebe auch völlig wert erscheint.

Ganz anderer Art ist die köstliche Gestalt des Me Schmalebach, des Onkels der Haubenlerche, der als Faktor in der Lumpenfabrik Langenthals angestellt ist. In ihm hat Wildenbruch mit wirklichem Humor einen von jenen „Arbeitern“ gezeichnet, die nicht arbeiten, die nichts können, als einige aufgelesene Redensarten immer wiederkauen. Me kommt dabei gewöhnlich nicht einmal mit einem Satz zu Ende und wirkt (in Berlin durch Georg Engels ausgezeichnet vertreten) eigentlich am komischsten durch das, was er nur sagen will, aber nicht sagt. Selbst der eingefleischteste Egoist, schimpft er fortwährend über die Reichen, sogar für „Herrn August“ hat er, ehe sein Egoismus ihn zu einem andern Urteil bringt, so oft die andern ihn loben, nur das Wort: „Er gehört aber auch zu den Reichen.“ Daran, daß es ihm eigentlich viel besser geht, als ers in seiner Faulheit verdient, denkt er nicht im Traume.

Es fehlt nur noch eine von den Personen, die uns der Dichter vorführt: Langenthals Kousine Juliane, die ihm das Haus führt. Sie ist eine vornehme Natur. Niemals tritt sie äußerlich in den Vordergrund, und doch ist ihre stille Vermittlerthätigkeit überall wirksam: das Glück des heimlich geliebten Betters August sucht sie zu fördern, selbst auf Kosten ihres eignen. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man sie für unnötig halten; sieht man aber näher zu, so erkennt man leicht, wie falsch ein solches Urteil wäre.

So viel über die Personen der „Haubenlerche“; sie gehören, wie man sieht, teils den Kreisen des reichen Fabrikanten, also des Bürgertums, teils dem Arbeiterstande an. Die Vertreter des letztern läßt der Dichter vielfach in Berliner Platt sprechen; einige Kritiker finden das künstlich herbeigezogen, mir scheint es nicht unpassend zu der auch äußerlichen Einreihung dieser Leute in die Gesellschaftsschicht, der sie durch die Geburt angehören. Über die Berechtigung eines andern Vorwurfs, den man gelegentlich zu hören bekam, die Mundart sei künstlich gemacht, vermag ich nicht zu urteilen; ich habe aber den Eindruck, daß er mindestens übertrieben sei. Von den Angehörigen des Bürgerstandes bedient sich nur Hermann Rissen bei passender Gelegenheit der Volksmundart — ein feiner Zug, denn dadurch kommt er sofort den Leuten aus dem Volke näher. Von August Langenthal und Juliane aber darf man wohl annehmen, daß sie die Mundart überhaupt nicht sprechen können, wenn sie sie auch verstehen mögen.

Worin aber liegt nun die soziale Bedeutung des Stückes? Was will uns der Dichter zeigen? Ich sagte schon: Langenthal will seine Arbeiter zum Gefühl ihrer sozialen Gleichberechtigung emporheben und ihnen so das Gefühl des Neides gegen die Reichen nehmen. Er erfährt aber, daß wenigstens die Art, wie er dies versucht, ihre sehr gefährliche Seite hat, daß sie leicht zum Gegenteil des Gewollten führen kann: er lernt durch bittere Herzenserfahrungen, daß der Mensch viel fester mit dem Stande verwachsen ist, in den ihn seine Geburt hineingestellt hat, als er meinte, daß man ihn nicht so ohne weiteres

in andre Kreise versetzen kann, sondern dabei stets Gefahr läuft, sein Glück und sein innerstes Wesen zu schädigen. Und die, durch die er das lernt, ist eben die „Haubenlerche.“ „Herr August“ ist noch unverheiratet, obwohl er schon vierunddreißig Jahre alt und in den besten Verhältnissen ist; es fehlt ihm die leichte Art des Verkehrs, die den Frauen so angenehm ist, er würde wohl auch sehr hohe Ansprüche an seine Frau machen, und vor allem: die Sorge für das Wohl seiner Arbeiter hat sein Herz bisher ganz ausgefüllt. Wie jeder andre, hat auch er seine Freude an dem sonnigen Wesen der „Haubenlerche“; ihm fehlt etwas, wenn er sie nicht jeden Tag sehen und ihren fröhlichen Gesang hören kann. Aber erst ein Streit mit seinem Halbbruder bringt ihn zu der Überzeugung, daß er sie liebe. Er beschließt sie zu seinem Stande emporzuheben, sie zu seiner Frau zu machen; das ist ja zugleich das beste Mittel, sie vor jeder weiteren Belästigung durch Hermann zu sichern. Daß er sie dadurch glücklich machen werde, erscheint ihm umso selbstverständlicher, weil er nicht ahnt, daß sie und Slesfeld sich lieben. Lenes Mutter, an die er sich zunächst wendet, nimmt den Antrag als „große Ehre“ mit überströmender Dankbarkeit an: „Herr August“ will sie ja auch ins Bad schicken, und da wird sie ganz gesund werden. Der alte Alle hat natürlich erst recht nichts einzuwenden und kommt nun plötzlich — in einer köstlich entworfenen Szene — zu einer ganz andern Ansicht vom Reichtum und vom „Herrn August“: er sieht sich schon als des letztern Geschäftsteilhaber. Und Lene — auch sie nimmt, allerdings mit blutendem Herzen, die Werbung an. Der „Herr August“ ist ja ein so guter Herr; und — so hat ihr Alle eingeredet — diese Heirat ist das einzige Mittel, ihrer Mutter die Badereise zu verschaffen und sie gesund zu machen. Aber von Stund an hat sie ihre Heiterkeit verloren, höchstens auf Augenblicke bricht sie wieder durch. Juliane bietet all ihre edle Liebenswürdigkeit auf, sie in Langenthals Hause heimisch zu machen, ihr das Gefühl der Scheu zu nehmen, sie an die äußern Formen des geselligen Verkehrs in dem neuen Lebenskreise zu gewöhnen; Lene merkt wohl, wie gut die Dame es mit ihr meint, aber sie fühlt auch, je näher der Hochzeitstag kommt, immer deutlicher, daß sie nie Langenthals Frau werden kann. Ihr geliebter Slesfeld hat gekündigt — den wahren Grund verschweigt er edelmütig —, Lene meint, er wolle nichts mehr von ihr wissen. Sie ist völlig verwandelt; nur ein Gedanke erfüllt sie noch: sie will der unglückseligen Heirat entfliehen, mag dann werden, was da will. Diese Stimmung benutzt Hermann; er bringt sie mit dem äußersten Aufgebote seiner gefährlichen Beredsamkeit (natürlich wird er auch die Badereise der Mutter bezahlen) zu dem Versprechen, mit ihm in der nächsten Nacht nach Berlin zu fliehen; ja er überredet sie schließlich, da sie doch nicht stundenlang draußen warten könne, ihn in seinem Zimmer dazu abzuholen.

Entspricht das letzte den Gesetzen psychologischer Wahrscheinlichkeit? Gewiß

hat der Dichter alles Mögliche gethan, uns glaublich zu machen, daß ein junges Mädchen, die bei aller Reinheit doch nicht ohne Welterfahrung ist, die in der Eingangsszene gerade zu Hermann sagt, sie wisse recht gut, was es zu bedeuten habe, wenn vornehme junge Herren gegen ein armes Mädchen liebenswürdig seien, einen solchen Schritt größter Unvorsichtigkeit begehen könne; gewiß hat er in seiner bekannnten Erklärung „In eigener Sache,“ sehr beachtenswerte Gründe dafür angeführt. Aber ein gewisser Anstoß bleibt für mein Gefühl immer bestehen; andre mögen anders empfinden. Giebt man jedoch dem Dichter diesen einen Punkt zu, so verdient die weitere Entwicklung alles Lob, sie hätte er nicht zu verteidigen brauchen.

Wie Lene in der Nacht erscheint, läßt Hermann alle seine Verführerkünste spielen. Doch als ihr erst völlig klar wird, was er will, und als ihr in demselben Augenblick der Gedanke aufsteigt, Paul Stefeld sei gewiß drüben, um von ihr Abschied zu nehmen, da schreit sie — da Hermann sie nicht freigegeben will — um Hilfe. Langenthal, Juliane und dann Stefeld stürzen herbei. Der erstere erkennt seinen Irrtum und bald auch die Unschuld Lenens; er selbst führt, seinem Idealismus treu, Lene in die Arme Stefelds und fragt Juliane, in diesem Augenblick ihren Wert erkennend: „Wollen Sie mit mir die Reise wagen in ein unbekanntes Land hinein?“

Die Wendung kommt plötzlich, aber ich meine, sie ist nicht unnatürlich; sie ist nur eine Folge der Erkenntnis, die ihm gekommen ist: er weiß jetzt, daß die „Haubenlerche“ wegen ihrer sozialen Stellung und ihrer Jugend, so warm er auch für sie empfindet, nicht zu ihm paßt, und sobald er das weiß, drängt sich ihm von selbst der Gedanke auf, daß er an Juliane die beste Lebensgefährtin haben werde, die ein Mann, wie er, sich wünschen könne: er liebt sie noch nicht, aber er fühlt eine Hochachtung für sie, die bald in Liebe übergehen wird. So, meine ich, ist der Schluß des Stückes aufzufassen, und ist das richtig, dann zerfällt der Einwurf einiger Beurteiler, es hebe als soziales Drama an, laufe aber in ein Familiendrama aus, in nichts: beides ist untrennbar verbunden; und mir scheint, gerade dadurch führt uns der Dichter recht eindringlich und auch für das Volk verständlich die Wahrheit zu Gemüte, daß die sozialen Unterschiede auch jetzt noch Kraft und Bedeutung haben, daß eine völlige soziale Gleichheit ein Traumbild ist, bei dessen Verwirklichung schließlich alle Beteiligten verlieren würden.

Hoffentlich zeigen diese Ausführungen, daß ich Recht hatte, wenn ich sagte, Wildenbruch bleibe überall anregend und anschaulich. Doch möchte ich zum Schluß noch hervorheben, daß ein gutes Teil von dem Werte des Stückes in der Einzelausführung und in der Kleinmalerei liegt. Das läßt sich hier nur aussprechen, nicht nachweisen; aber wer die „Haubenlerche“ gesehen hat (beim Lesen geht sehr viel verloren), wird mir Recht geben.